

## Ludwig Greve

---

Heinz Ludwig Greve, geboren am 23.9.1924 in Berlin als Sohn des Textilkaufmanns Walter Greve und seiner Frau Johanna, wuchs auf in einer assimilierten deutsch-jüdischen Familie. Am 1.7.1928 Geburt der Schwester Evelyn. 1930–1939 Schulbesuch in Berlin, zuerst in der staatlichen Volksschule, dann in der jüdischen Realschule. Am 10.11.1938 Verhaftung des Vaters, der bis Ende Dezember im Konzentrationslager Sachsenhausen bei Oranienburg interniert war. 1939 Versuch der Familie nach Havanna zu emigrieren – Kuba verweigerte die Einreise. Rückkehr nach Europa. Ende Juni 1939 kam Ludwig Greve in eines der jüdischen Kinderheime nach Montmorency. 1940 Evakuierung der Heime vor dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht. 1942 Beginn der systematischen Deportation der jüdischen Emigranten im nichtbesetzten Teil Frankreichs. Greve hielt sich mit falschen Papieren unter dem Namen Louis Gabier im Untergrund auf. Flucht der Familie über die Alpen in die italienische Provinz Cuneo. Im Januar 1944 wurde Greves Vater bei der Beschießung des Dorfes leicht verletzt, seine Mutter dagegen schwer. Verhaftung des Vaters und der Schwester am 22. Januar und Deportation über Zwischenstationen nach Auschwitz. 1945 Auswanderung mit der Mutter nach Palästina, dort Freundschaft mit Max und Margot Fürst. Im Januar 1950 Rückkehr nach Deutschland, wo Greve in Ludwigshafen für eine Organisation der Quäker arbeitete. 1952 Heirat mit der Musikerin Katja Maillard, 1954 Geburt der Tochter Cornelia. Ab dem 1. April 1957 Tätigkeit als Mitarbeiter der Bibliothek des Deutschen Literaturarchivs in Marbach. Geburt der Tochter Julia. 1958 Stipendium für die Villa Massimo in Rom. 1960 Einrichtung der wichtigen „Expressionismus“-Ausstellung in Marbach. Am 1.10.1968 wurde Greve als Nachfolger von Paul Raabe Leiter der Bibliothek des Deutschen Literaturarchivs in Marbach. 1974 Eröffnung der Ausstellung „Jugend in Wien“, 1983 Eröffnung der Ausstellung „Klassiker in finsternen Zeiten“. Am 12. Juli 1991 starb Greve nach einem Schwächeanfall im Meer bei Amrum.

---

\* 23. September 1924

† 12. Juli 1991

---

von Thomas Combrink

---

## Preise

Preise: Förderpreis der Bayerischen Akademie der Schönen Künste (1976); Literaturpreis der Stadt Stuttgart (1988); Peter-Huchel-Preis (1992).

---

## Essay

Ludwig Greve spricht 1979 in seiner Freiburger Rede „Warum schreibe ich anders?“ von dem Vorrang der „Stimmigkeit“ gegenüber der „Originalität“. Beim Verfassen von Gedichten geht es ihm also um die Bezüglichkeiten in einem Text, um das interne Verweissystem im jeweiligen Gedicht und damit um semantische und klangliche Muster, die den Arbeiten zugrunde liegen. Greve redet einer Ästhetik des Zusammenhangs, der geschlossenen Form das Wort, die sich (in seinem Fall) *in puncto* Rhythmik und Vokabular an den Vorgaben der Tradition orientiert. Mit dem Ausdruck „Stimmigkeit“ setzt er natürlich stillschweigend voraus, dass literarische Texte auch inkohärent und

unabgeschlossen sein können und dass es beim Schreiben eines Gedichtes darauf ankommt, Zusammenhanglosigkeit zu vermeiden. Der Autor habe also nach Regeln zu verfahren, mit denen er einzelne Wörter, Verse oder Strophen zusammenbinden kann. Dabei müssen mit Blick auf den Ausdruck „Stimmigkeit“ natürlich die Positionen des Produzenten und des Rezipienten voneinander getrennt werden. Auch Autoren, die offenere Formen in der Lyrik bevorzugten wie Friederike Mayröcker oder Paul Wühr, würden ihre Arbeiten mit einem gewissen Recht als ‚stimmig‘ bezeichnen. Es hängt nämlich von der Potenz des Lesenden, von der Intelligenz des Betrachters ab, inwieweit sie oder er Zusammenhänge erkennen und ein Gedicht erschließen können.

Wenn in Greves Poetologie also „Stimmigkeit“ an zentraler Stelle steht, dann muss dieser Ausdruck erklärt werden: Für Greve – wie auch für viele andere – stellt das Gedicht eine Sonderform der Kommunikation dar. Lyrisches Sprechen unterscheidet sich graduell und nicht kategorisch von der alltäglichen Rede, indem Vokabular und Rhythmik sich ändern und damit höhere Gestimmtheiten angeschlagen werden können. Inhalte können verständlich übermittelt werden, da die Abweichungen von der Normalsprache für den mit Gedichten vertrauten Leser nachvollziehbar sind. Sprache ist für Greve also ein durchaus dehnbare Medium, das ihn aber nicht in der Möglichkeit analytischer Auflösung von sprachlichen Strukturen interessiert: Nicht die Autonomie von einzelnen Wörtern oder Satzresten, wie bei etlichen anderen Dichtern der Moderne, spielt eine Rolle im Werk von Greve. Der Autor geht von den Mitteln aus, mit denen wir uns auch im Alltag verständigen können. Er nutzt die herkömmlichen syntaktischen Gerüste, überführt aber dieses alltägliche Sprechen (etwa durch die Verwendung von Hexametern in dem Gedicht „Im Zug“) in einen rhythmisch elaborierten, sich der Musik nähernden Bereich. Die gelungensten Gedichte des Autors zeichnen sich durch die Hinwendung zur Umgangssprache und der gleichzeitigen Verarbeitung durch komplexe metrische (meist antike) Formen aus. Wenn Alexander Kluge bei seinen Arbeiten vom „cross-mapping“ spricht, vom Aufeinanderlegen verschiedener Karten und dem Erkenntnisgewinn, der durch die Inkongruenzen entsteht, so lässt sich dieses Phänomen (obwohl beide Autoren ansonsten nicht viel gemeinsam haben) auch bei Ludwig Greve erkennen. Denn bei Greve kollidieren Kartierungen aus unterschiedlichen Zeitschichten, moderne und antike Sprechweisen, wenn er zum Beispiel über seinen Vater („Mein Vater“) in alkäischen Versen schreibt.

In der Freiburger Rede, die er vor Studenten hielt, gibt Greve also der „Stimmigkeit“ den Vorzug gegenüber der „Originalität“. Ist ihm Kohärenz wichtiger als Innovation? Oder ist seine Aussage sogar ein Plädoyer gegen literaturgeschichtliche Entwicklungen und für Epigonalität? Greves Verzicht auf Originalität kann auch als Defizit verstanden werden. Seine Affinität zu überlieferten Formen und erprobten Sprechweisen und der Rückgriff auf pathetische Redegesten mindern an manchen Stellen die Glaubwürdigkeit des Gesagten. Rezipiert wurden Greves Gedichte häufig im Hinblick auf sein Verhältnis zur Tradition. In einer Besprechung des ersten Gedichtbandes „Gedichte“ schrieb Helmut Heißenbüttel allerdings bereits 1961 gegen mögliche Einwände: „Dabei könnte man, wenn man flüchtig liest, durchaus in Versuchung sein, Greve seine Ahnen und Lehrmeister anzukreiden, George wie Kraus wie Brecht, ja Rilke, Hofmannsthal, Borchardt. Doch gerade das ist falsch, denn was erinnert (,das totgesagte Auge‘, ,ich später Schüler‘, ,als wenn wir damals uns jetzt überträfen‘), ist stets etwas, das sich seines Anklangs, ja

mitunter seines Zitats bewußt bleibt und auch dies im neuen Zusammenhang als Anspielung zu Neuem macht.“ Heißenbüttel erkennt die Herkunft der Verse von Greve, er spricht vom Anklang und vom Zitat, allerdings entdeckt er in den Gedichten eine Verwandlung, die das Zitierte in einen veränderten Kontext überführt. Für Heißenbüttel ist Greve kein Epigone, weil er sich dem Vermächtnis der Vorgänger reflektierend annähert. Es taucht der Name Rudolf Borchardts auf, der Greve nachhaltig durch die Verwendung von Odenformen beeinflusst hat. Bei Brecht sind es die Mittel der Reduktion, die Heißenbüttel zum Vergleich mit Greve animierten. Bei Rilke, Hofmannsthal und George ergeben sich vokabuläre Analogien.

Ludwig Greve hat in der Zeit von 1952 bis zu seinem Tod 1991 nur eine äußerst überschaubare Zahl von Gedichten bzw. Lyrikbänden publiziert. Auch hierfür ließe sich ein Grund in der von Greve eingeführten Differenz von „Stimmigkeit“ und „Originalität“ finden, denn bei dieser Unterscheidung geht es um Autonomie und Abhängigkeit. Originalität impliziert immer den Verweis auf andere Texte. Wer etwas als originell oder innovativ bezeichnet, geht von einer bestimmten Menge an Texten aus; Originalität kann also nur in Abhängigkeit zu anderen Arbeiten definiert werden. Stimmigkeit hat hingegen mit der einzelnen Arbeit und ihrer Autonomie zu tun. Wenn Greve nun für Kohärenz plädiert und ihm Innovation nicht so wichtig ist, dann zeigt sich darin auch eine gewisse Gleichgültigkeit den Mechanismen des Literaturbetriebs gegenüber: Greve ging es nicht um Geltung und den Konkurrenzkampf mit anderen Autoren. Er arbeitete teilweise monatelang an einem Gedicht, nie an mehreren gleichzeitig. Reinhard Tgahrt schreibt dazu: „Greve schrieb zu Hause, am Schreibtisch (seit 1955 in der beengten Wohnung in Sillenbuch, seit 1964 in der geräumigeren, hellen, durch keinen Nachbarn gestörten Hochhauswohnung in Stuttgart-Heumaden); und er schrieb dort: an den freien Wochentagen, an den Sonn- und Feiertagen, an eigens dafür ‚freigenommenen‘ Urlaubstagen. Er schrieb also weder in den Dienststunden noch unterwegs in der Bahn, während der Fahrt nach Marbach und zurück (da versuchte er zu lesen), auch nicht im Café. Nicht auf Reisen; das schob er, solange er an einem Stück arbeitete, möglichst auf. Nicht in den gemeinsam mit der Familie verbrachten Ferienwochen an der Nordsee (seit 1962 auf Juist, seit 1977 auf Amrum). Das war ‚sorgenlose‘ Zeit, die immer auch die Arbeit an einem Gedicht unterbrach. Und es hieß ebenso, daß er nicht ‚an Ort und Stelle dichtete‘, sondern sich *nachher*, oft sehr viel später, Orte, Jahreszeiten oder Personen imaginierte: den Ludwigsburger Favoritepark während der römischen Stipendiatenzeit, auf Sardinien, und die römischen Veduten in Stuttgart, daß er das Berlin-Gedicht in Rom schrieb und alle drei ‚Seestücke‘ auf dem Festland.“ Greve versuchte, sich zeitliche Freiräume zu schaffen, in denen er seine Gedichte schreiben konnte. Er konzentrierte sich immer auf *ein* Gedicht und benötigte für sein Arbeiten stets die Gewissheit, zeitlich nicht durch Termine eingegrenzt zu sein. Natürlich stehen Greves Gedichte im Gespräch miteinander durch die Wahl ähnlicher Themen, durch die Verwendung von Formen wie der Ode oder dem Sonett. In der Ausschließlichkeit und Beharrlichkeit, mit der Greve immer an ‚nur‘ einem Text arbeitete, drückt sich aber auch die Bedeutung aus, die das einzelne Gedicht für ihn hatte. Seine lyrischen Arbeiten wirken enorm selbstständig, sie grenzen sich ab von anderen Gedichten. Ein ‚stimmiges‘ Gedicht entwickelt bei diesem Autor also eine Eigendynamik, einen Eigensinn, der es von allen anderen Texten trennt.

Wulf Kirsten spricht mit Blick auf die Gedichte Ludwig Greves von einer „lyrischen Biographie“. In der Tat spielen in Greves Werk autobiografische Momente eine große Rolle. Bereits die Titel der einzelnen Arbeiten geben Hinweise: „Mein Vater“, „Ein Gev, 1945“, „Abschied vom Bernstein“, „Marbach, am Bahndamm“, „Berlin“ oder auch „Vor Havanna“. Greve wuchs in Berlin auf, wollte als deutscher Jude mit seiner Familie 1939 nach Havanna emigrieren, verlor 1944 seinen Vater und seine Schwester durch die Judenvernichtung, hielt sich 1945 bis 1950 in Palästina (unter anderem im Kibbuz „Ein Gev“) auf und arbeitete ab 1957 als Mitarbeiter im Deutschen Literaturarchiv in Marbach. Der Autor integriert seine Erlebnisse in die Gedichte. Dabei handhabt er seine Erfahrungen demokratisch: Den für seine Lebensgeschichte wohl zentralen Ereignissen wie dem Versuch der Einreise nach Havanna oder dem Verlust seiner Schwester (in dem Text „Lucca, Giardino Botanico“) stehen Gedichte zur Seite, in denen Alltägliches („Im Zug“) in Verse verwandelt ist. Fast immer kreisen diese Verse um ein Zentrum, das meistens bereits im Titel benannt wird. Wenn Greve seine Texte nun von einer inneren Mitte aus konstruiert, dann steht er damit im Gegensatz zu vielen ästhetischen (und auch philosophischen) Bemühungen im 20. Jahrhundert, die auf derartige Hierarchisierungen verzichten. Greve hält an der Erlebnisfähigkeit des Subjekts fest. Das Ich löst sich bei ihm – im Kontrast zu Konzepten der Postmoderne – nicht in ein Feld von Bezugspunkten auf. Vielmehr hält ein personeller Kern diese Bezugspunkte auf eine imaginative Mitte hin zusammen. Diese imaginative Mitte wird in den Texten deutlich, auch wenn in etlichen Gedichten ein lyrisches Ich nicht explizit erwähnt ist. Greves Lyrik lässt sich also (im Unterschied zu anderen Autoren, die stärker mit fremden Sprachmaterialien arbeiten) durch die Vorstellung eines seine Erfahrungswelt noch selbstständig verwaltenden Subjekts mit der Kategorie ‚Stil‘ erfassen: Stil sollte dabei verstanden sein als Ausdruck der Persönlichkeit, als Zeichen für Individualität. Die Haltung des Sprechers oder der Sprechenden in den Gedichten zeugt von einem großen Vertrauen in die Möglichkeiten der Sprache. Das Sprechen über sich selbst fällt dem Autor, dessen Leben durch die Geschichte einschneidend verändert wurde, natürlich nicht leicht; Adornos Diktum, dass es barbarisch sei, nach Auschwitz noch Gedichte zu schreiben, deutet sich hier in der Schwierigkeit an, für traumatische Erfahrungen einen adäquaten sprachlichen Ausdruck zu finden. Greve sucht kein Pendant zu den Brüchen in seiner Lebensgeschichte, indem er mit einer fragmentarischen Ästhetik operiert. Zwar setzt er auf eine Literatur des Zusammenhangs, doch erzeugt auch dieses Verfahren Ambivalenzen.

Im Zentrum von Greves Gedichten können unterschiedliche Ereignisse stehen. So finden sich Personengedichte wie zum Beispiel „Hannah Arendt“, „Die Sterbende“ oder auch „Mein Vater“; der Autor hat Gedichte über Orte geschrieben wie „Rue Notre-Dame-des-Champs“, „Berlin“ oder „Römisches Kastell bei Athlit“; daneben gibt es auch Naturgedichte wie „Schnee“, „Pfingstrosen“ oder „Tulpen“. Die ersten beiden Strophen des Gedichts „Kastanie“ lauten wie folgt:

Zweige, niederhängend  
von einem stärkeren Ast,  
entfalten schon die Bewegung,  
die ihren Halt überrasche –  
Sommer, ein Umriß  
wird sichtbar in halb geöffneter Beuge,

wie Schlaf sie bog.

Die Winde säen ein Licht,  
das nirgends aufgeht; Tag für Tag  
gehört ihrem Jammer.  
Wo Erde sich wie ein Tier krümmt,  
erscheine die nackte Frühe,

Der letzte Vers der zweiten Strophe weist am Ende mit dem Komma bereits auf die dritte Strophe, die mit dem Ausruf „Kastanie!“ beginnt. Das Gedicht hat insgesamt vier Strophen. Der Ausruf steht ungefähr in der Mitte des Textes, wiederholt den Titel des Gedichts (bis auf das Ausrufungszeichen) und bezieht sich somit auf den zentralen Gegenstand des Textes. Deutlich erkennbar ist auch die konventionelle, leicht elliptische Syntax. Greve verwendet also (fast) vollständige Sätze, die er dann in Verse bricht. An einigen Stellen passt er die semantische Bewegung des Satzes den Versen an; Nebensätze bilden dann vollständige Zeilen wie in „die ihren Halt überrasche“. An anderen Stellen knicken die Sätze durch das Enjambement ab: „Tag für Tag / gehört ihrem Jammer“.

Ludwig Greve neigt in seiner Lyrik eher selten zur Thematisierung des dichterischen Arbeitens. Poetologische Ideen entwickelte er vor allem in seiner Freiburger Rede „Warum schreibe ich anders?“, die aber weniger ein theoretisches Traktat als vielmehr eine biografische Annäherung an das Phänomen des Dichtens darstellt. Doch im Gedicht „Kastanie“ lassen sich, bei genauer Lektüre, durchaus poetologische Momente entdecken: Ähnlich wie die Zweige ihre Bewegung entfalten, ordnet Greve seine Verse auf dem Papier an. Der Lesefluss, die Gleichmäßigkeit, mit der die Gedanken durch den Zeilenbruch angeordnet werden, kann ebenfalls in Beziehung zu der Bewegung der Zweige gesetzt werden. Auch die Tatsache, dass Greve hier ein Gedicht über einen Baum verfasst hat, kann in äußerster Zuspitzung noch in Verbindung gebracht werden mit seiner Konzeption von Dichtung. Die ersten beiden Verse geben Auskunft über Zweige, die von einem stärkeren Ast hängen. Der Baum dient also als Metapher zur Verdeutlichung von hierarchischen Strukturen. Die Zugänglichkeit und Verständlichkeit der Lyrik Ludwigs Greves resultiert aus der engen Verknüpfbarkeit und Beziehbarkeit der einzelnen Aussagen auf ein thematisches Zentrum, wie es hier die Bildvorstellung der Kastanie darstellt.

Kritisch (im Widerspruch zur Auffassung Heißenbüttels) könnte angemerkt werden, dass der Autor sich an manchen Stellen den Vorgaben der Tradition zu stark überantwortet. Gemeint ist damit Greves zu höheren Gestimmtheiten neigender Ton, der einer Ästhetik des Schönen, des Wohlklangs und der Feierlichkeit verpflichtet ist. Diese stark stilisierende, auf Pathos setzende Redeweise wirkt an einigen Stellen veraltet; es hat den Anschein, als würde Greve eine überlieferte literarische Grammatik nur noch reproduzieren, als könnte er die alten Formeln nicht übersetzen in neue Kontexte und Muster. Nicht die Tatsache, dass er sich an vergangenen Vorstellungen von Literatur orientiert, nicht die Verwendung von Genitivmetaphern, bekannten Symbolen oder tradierten Vergleichen erscheint dann als Defizit, sondern eher die Unfähigkeit, dieses Material aufzurauen und in einen Bereich zu überführen, der den Entwicklungen der Literatur im 20. Jahrhundert entspricht. Greve

bekannt sich also zur Tradition, läuft aber stellenweise Gefahr, Positionen der Vergangenheit lediglich zu verdoppeln.

Neben seiner Lyrik hat Greve Prosa verfasst: Zum einen handelt es sich um „Porträts, Gedenkblätter, Reden“, wie es in dem Untertitel zu dem Sammelband „Ein Besuch in der Villa Sardi“ (2001) heißt. Zum anderen geht es um das wohl ungleich bedeutendere Fragment seiner Lebensgeschichte „Wo gehörte ich hin? Geschichte einer Jugend“, von Reinhard Tgahrt 1994 aus dem Nachlass publiziert. Die Qualität dieses autobiografischen Textes liegt in der Darstellung und Ausgestaltung eines von dem NS-Regime verfolgten Lebens. Greve schildert seine Existenz bis zum Jahr 1939 (in dem Band findet sich noch die Schilderung eines Aufenthalts von Greve und seiner Mutter 1944 in Lucca); er beschreibt sein Verhältnis zum Judentum, seine Beziehung zu den Eltern, die Kindheit und Schulzeit in Berlin, die Verhaftung des Vaters und die Unfähigkeit des 14-Jährigen, einzugreifen und den Vater zu beschützen. Auch dieser Text hat eine innere Mitte, was bedeutet, dass die Ereignisse nicht additiv gereiht werden und man dadurch nicht den Eindruck einer bloßen Sammlung von Erfahrungen bekommt. Vielmehr spricht hier jemand über seine Jugend, der das Erlebte im Schreiben begreift, der sich über die Bedeutung seiner Erfahrungen bewusst zu werden versucht. So wirkt dieses autobiografische Fragment pointiert und ohne Redundanzen; Greve nimmt den Leser an die Hand und führt ihn durch seine Jugend. Er tut dies, indem er gleich am Anfang die Figur des Golem einführt, einer Person, die ihm morgens in der Bahn begegnete: „Jeden Morgen, wenn ich einstieg, saß er da auf seinem Einzelplatz; wenn er wenigstens etwas gelesen hätte, meinestwegen die Bildzeitung! Um die Irritation zu begrenzen, gab ich ihm einen Namen, nur für mich natürlich, mit wem hätte ich schon über ihn reden sollen, ich nannte ihn Golem, weil er so unangepaßt, um es mal so zu sagen, wie jene Lehmfigur wirkte, die der Sage nach im Ghetto des mittelalterlichen Prag ihr Unwesen trieb.“ Der Ich-Erzähler spricht diesen von ihm sogenannten Golem im Verlauf seiner Schilderungen immer wieder an. Es hat den Anschein, als erzähle er seine Lebensgeschichte einem Gegenüber, als befände Greve sich in einem Zwiegespräch über sein Leben.

Der Autor ist ein vorsichtiger Erzähler seiner Biografie. An manchen Stellen hat man den Eindruck, als suche er nach einer Rechtfertigung, um von sich zu erzählen, als sei das Sprechen in der ersten Person für ihn keine Selbstverständlichkeit. Wenn Adorno behauptet, dass es Menschen gäbe, bei denen „es bereits eine Unverschämtheit ist, wenn sie Ich sagen“, so kann dies keinesfalls für Greve gelten, der äußerst unprätentiös über seine Person schreibt. Die Kraft und die unverbrauchte Frische dieses autobiografischen Versuchs resultieren von daher aus der spielerischen Leichtigkeit, mit der er einen Teil seiner durch das NS-Regime beschädigten Lebensbahn erzählt.

Anhand der zitierten Passage wird gleichzeitig der sprachliche Reichtum des Textes deutlich. Greve erzählt die Momentaufnahmen seines Lebens mit fast beiläufiger und heiterer Gelassenheit. Obwohl seine Sätze eine komplexe Bauform besitzen, sind sie gut verständlich und luzide. Deutlich erkennbar ist also der Versuch, eine problematische Jugend nicht durch einen gedämpften, pathetischen Ton, sondern eher durch eine Mischung verschiedener Stimmungen zu beschreiben. Dabei fällt auf, dass Greve stärker als in seinen Gedichten mit den Mitteln der Ironie arbeitet, was vermutlich auch damit zusammenhängt, dass die Redeweise seiner Prosa sich forcierter am

Vokabular der Umgangssprache orientiert. Die Ironie verweist aber auch auf den erzählerischen Standpunkt, von dem aus der Text geschrieben wurde, denn das Lachen über die Fehler und Dummheiten eines Kindes und Jugendlichen setzt die Kenntnis über die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit voraus. In Greves Gedichten steht dagegen weniger der Prozess als mehr der einzelne lebensgeschichtliche Moment im Vordergrund. In der Prosa geht es dem Autor um das Aufzeigen und Darstellen von Kontinuitäten. Das Buch zeigt eine gegenüber der Lyrik deutlich veränderte Vorstellung von Zeiterfahrung.

Das autobiografische Fragment „Wo gehörte ich hin?“ legt dar, welchen Stellenwert Greves Lebensgeschichte für seine Dichtung hatte. Das literarische Nachdenken über die Stationen seines eigenen Lebens setzt aber nicht etwa bei der Behauptung an, dass es sich hier um eine exemplarische Jugend handelt. Die Erkenntnis, dass in diesem Text ein jüdischer Lebensweg unter vielen behandelt wird, entsteht eher durch den Vergleich des Lesers mit anderen Biografien. Natürlich sieht sich Greve aufgehoben in der Entwicklung einer Gemeinschaft von Heranwachsenden. Er beschreibt die spärlichen Freundschaften mit anderen Jungen, seinen Feuereifer für den Fußballverein Hertha. Sein Interesse richtet sich auf konkrete Situationen, auf die genaue Beschreibung von Erlebnissen, auf den Alltag eines Kindes bzw. Jugendlichen. Es ist dieses Alltägliche, dieses Normale, das die Erzählung grundiert und die Möglichkeit zur Identifikation mit der Person Greves bietet. Gerade diese Betonung des Konventionellen sorgt dafür, dass das langsame öffentliche Auftauchen der Ressentiments gegen die jüdische Bevölkerung bis hin zur Verhaftung des Vaters 1938, vom Leser erst nur als Störung und schließlich als unmittelbare, massive Bedrohung der Familie verstanden wird.

Die „Geschichte einer Jugend“ erinnert vor allem durch den Bezug auf die selbe Stadt und die jüdische Herkunft an Walter Benjamins „Berliner Kindheit um 1900“. Während Greve allerdings eine zusammenhängende Erzählform wählt, setzt Benjamin die Darstellung seiner Kindheit aus Erzählsplittern zusammen. Dahinter stehen verschiedene Auffassungen von Geschichte. Greve sieht in der linearen Schilderung von Ereignissen, dem langsamen chronologischen Fortschreiten in der Zeit noch die Chance, seine Lebensgeschichte zu erfassen. Der Ausdruck „Lebenslauf“ ließe sich also treffender auf Greves Schilderung als auf Walter Benjamins Arbeit anwenden. Dass Greve bei der Beschreibung seiner Jugend auf eine geschlossene Form zurückgreift, hängt sicher auch mit der Tatsache zusammen, dass hier eine Entwicklung vor dem Hintergrund der Shoah deutlich werden soll. Das autobiografische Fragment bricht 1939 ab; die Kriegsjahre (bis auf die Schilderung 1944 in Lucca) bleiben also ausgespart. Greve insistiert auf der Darstellung seines Lebenslaufs, seiner Lebensentwicklung, weil er Differenzen und Veränderungen aufzeigen möchte. Die für ihn zentralen Ereignisse in seinem Leben, der Verlust des Vaters und der Schwester, finden in den Kriegsjahren im Zug der Judenvernichtung statt. Diese traumatische Kriegszeit ist wohl der unformulierte Fluchtpunkt des autobiografischen Versuchs.

---

## Primärliteratur

*Die Zusammenstellung der bibliografischen Daten greift zurück auf die „Bibliographie 1952–1993“ von Jutta Salchow (in „Ludwig Greve. Texte. Dokumente. Materialien. Peter-Huchel-Preis 1992. Ein Jahrbuch“), dort sind auch die unselbstständigen Publikationen Greves verzeichnet.*

„**Gedichte**“. München (**Hanser**) 1961.

„**Gedichte. (Mit Titeln, Typo & Vorsatz) gedruckt von Josua Reichert**“. München (o.V.) 1964.

„**Bei Tag. Neue Gedichte**“. Marbach a.N. (**Deutsche Schillergesellschaft**), Stuttgart (**Klett**) 1974. (= Marbacher Schriften 7).

„**Fritz Eggert. 7. Juli 1926 – 14. September 1981**“. Stuttgart (**Cantz**) 1982.

„**Playback**“. Stuttgart-Bad Cannstatt (**Cantz**) 1984.

„**Sie lacht und andere Gedichte**“. Frankfurt/M. (**Fischer**) 1991.

„**Freilich ein Handwerker, kein Derwisch. Zwei Reden**“. Hg. von Josua Reichert. (Mit der Wiedergabe eines handschriftlichen Briefes und zwei Buchwidmungen von Ludwig Greve sowie einem Foto von Herbert Schwöbel, zwei Plakatabbildungen und drei Porträtfotos des Druckers nebst Beilage und Beiheft). Bietigheim-Bissingen (**Verlag Galerie im Unteren Tor Stefan Heiland**) 1992.

„**Wo gehörte ich hin? Geschichte einer Jugend**“. Hg. und mit einem Nachbericht versehen von Reinhard Tghart. Frankfurt/M. (**Fischer**) 1994.

„**Ein Besuch in der Villa Sardi. Porträts. Gedenkblätter. Reden**“. Hg. von Reinhard Tghart. Warmbronn (**Keicher**) 2001.

„**Wenn ich es könnte, gäb' ich dir Bescheid**“. Zehn Gedichte, ausgewählt zum 23. September 2004 (und mit einem Nachwort) von Reinhard Tghart. Warmbronn (**Keicher**) 2004.

„**Die Gedichte**“. Hg. von Reinhard Tghart in Zusammenarbeit mit Waltraud Pfäfflin. Nachwort von Harald Hartung. Göttingen (**Wallstein**) 2006. (= Mainzer Reihe. N.F.3).

### Kataloge zu Marbacher Ausstellungen

„**Expressionismus. Literatur und Kunst. 1910–1923. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum Marbach a.N. Vom 8. Mai bis 31. Oktober 1960**“. Ausstellung und Katalog von Paul Raabe und Heinz Ludwig Greve unter Mitarbeit von Ingrid Grüninger. Marbach a.N. (**Deutsche Schillergesellschaft**), München (**Langen-Müller**) 1960.

„**Jugend in Wien. Literatur um 1900. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum Marbach a.N.**“. Ausstellung und Katalog: Ludwig Greve und Werner Volke. Unter Mitarbeit von Gudrun Gertschat, Birgit Kramer, Margot Pehle und Jutta Salchow. Marbach a.N. (**Deutsche Schillergesellschaft**), München (**Kösel**) 1974.

„**Hätte ich das Kino! Die Schriftsteller und der Stummfilm. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum Marbach a.N.**“. Ausstellung und Katalog: Ludwig Greve, Margot Pehle, Heidi Westhoff. Marbach a.N. (**Deutsche Schillergesellschaft**), München (**Kösel**) 1976.

„**Das zwanzigste Jahrhundert. Von Nietzsche bis zur Gruppe 47. Ständige Ausstellung des Schiller-Nationalmuseums und des Deutschen Literaturarchivs Marbach a.N.**“. Ausstellung und Katalog: Ludwig Greve und Jochen Meyer in Zusammenarbeit mit Antje Bonitz, Viktoria Fuchs und Irina Renz. Marbach a.N. (**Deutsche Schillergesellschaft**), München (**Kösel**) 1980.

„**Malgré tout. Grieshaber mit seinen Freunden**“. Bearbeitet von Ludwig Greve für die Ausstellung von Februar bis Mai 1984 im Schiller-Nationalmuseum Marbach a.N. Mit einem Verzeichnis der ausgestellten Stücke als Beilage. Marbach a.N. (**Deutsche Schillergesellschaft**) 1984.

„**Gottfried Benn. 1886–1956. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum Marbach a.N.**“. Ausstellung und Katalog: Ludwig Greve in Zusammenarbeit mit Ute Doster und Jutta Salchow. Marbach a.N. (**Deutsche Schillergesellschaft**) 1986.

#### Einblattdrucke (in Zusammenarbeit mit Künstlern)

„**März**“. Einblattdruck von Josua Reichert. 1962.

„**Ein Paar**“. Einblattdruck von Josua Reichert. 1963.

„**Sardischer Ochse. Die Blinde. Die Schwangere**“. In: Josua Reichert: Codex Typographicus. München 1963.

„**Tulpen**“. Einblattdruck von Josua Reichert. 1963.

„**Mosaik. Grabmal der Konstantina**“. Einblattdruck von Josua Reichert. 1964.

„**Pfingstrosen**“. Einblattdruck von Josua Reichert. 1964.

„**Die Katze**“. Einblattdruck von Josua Reichert. 1965.

„**Vor Pferden. Wilhelm Lehmann, dem Augenzeugen, zum 85. Geburtstag. Ludwig Greve**“. Einblattdruck von Josua Reichert. 1967.

„**Im Frühsommer 1952 besuchte ich Grieshaber ...**“. (Text von) Ludwig Greve. (Farbholzschnitt von HAP Grieshaber „Engel der Kriegsdienstverweigerer“). Reutlingen 1969.

„**Tod zum Drucker**“. (Faksimile der Gedichthandschrift von) Ludwig Greve (Holzschnitt von HAP Grieshaber „Tod und Drucker“). Frankfurt/M. 1971.

„**Liebe Margot (Fürst) ... 24.11.1972**“. (Text von) Ludwig Greve. (Farbholzschnitt von HAP Grieshaber „Liebe Margot“). Stuttgart 1972.

---

## Sekundärliteratur

**Piontek, Heinz**: „Poesie der mittleren Generation“. In: **Neue Zürcher Zeitung**, 4.12.1961. (Zu: „Gedichte“).

**Heißenbüttel, Helmut**: „Plädoyer fürs Unmoderne“. In: **Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung**, 16./17.12. 1961. (Zu: „Gedichte“).

**Segebrecht, Wulf**: „Geläufige Rechtschreibung. Ludwig Greves Gedichte verraten starke lyrische Begabung“. In: **Vorwärts**, 4.4.1962.

**Krolow, Karl**: „Strenge Geschlossenheit“. In: **Stuttgarter Zeitung**, 21.4. 1962. (Zu: „Gedichte“).

**Kraft, Werner**: „Werner Kraft kommentiert ‚Gedichte‘ von Ludwig Greve“. In: **Süddeutscher Rundfunk**, 7.6. 1962.

- Wolken, Alfred:** „In Niemand's Fußstapfen. Lebenslauf eines Lyrikers: Ludwig Greve“. In: **Christ und Welt**, 19.4.1963.
- Weber, Werner:** „Unterwegs“. In: **Neue Zürcher Zeitung**, 19.1.1964. (Zu: „Gedichte“).
- Drews, Jörg:** „Ein Einzelgänger“. In: **Süddeutsche Zeitung**, 12./13.10.1974. (Zu: „Bei Tag“).
- Kemp, Friedhelm:** „... und macht das Verlorene wahr“. In: **Neue Zürcher Zeitung**, 26./27.10.1974. (Zu: „Bei Tag“).
- Pörksen, Uwe:** „Bei Tag“. In: **Die Zeit**, 8.11.1974.
- Hartung, Harald:** „Notizen zu neuen Gedichtbänden“. In: **Neue Rundschau**. 1975. H.3. S.503f. (Zu: „Bei Tag“).
- Scrase, David:** „Bei Tag“. In: **Books Abroad**. 1975. H.2. S.317–318.
- Tgahrt, Reinhard:** „Bei Tag“. In: **Neue Deutsche Hefte**. 1975. H.2. S.357–363.
- Scrase, David:** „Confusion confounded“. In: **The Times Literary Supplement**, 15.8.1975. (Zu: „Bei Tag“).
- Wallmann, Jürgen P.:** „Bei Tag“. In: **Die Tat**, 28.11.1975.
- Kleißmann, Eckart:** „Der Zug rattert durch den Vers. Traditionell und originell: Ludwig Greve“. In: **Kölner Stadt-Anzeiger**, 28./29.8.1976. (Zu: „Bei Tag“).
- Hartung, Harald:** „Wiederkehr der Formen. Zum Formproblem in der aktuellen Lyrik“. In: *Lyrik – Blick über die Grenzen. Gedichte und Aufsätze des zweiten Lyrikertreffens in Münster*. Hg. von Lothar Jordan, Axel Marquardt, Winfried Woessler. Frankfurt/M. 1984. S.122–135. (Zur Lyrik Greves, S.127–129).
- Kemp, Friedhelm:** „Ludwig Greve“. In: **Neue Zürcher Zeitung**, 22.9.1984. (Zu: „Playback“).
- Schirnding, Albert von:** „Der Lyriker Ludwig Greve“. In: **Süddeutsche Zeitung**, 3./4.11.1984. (Zu: „Playback“).
- Pörksen, Uwe:** „Form als Widerstand“. In: **Frankfurter Allgemeine Zeitung**, 3.1.1987. (Zu dem Gedicht: „Mein Vater“).
- Scrase, David:** „Correcting Emotion. The Poetry of Ludwig Greve within the Context of West German Trends“. In: **German Life & Letters**. 1987/88. H.4. S.494–503.
- Hohoff, Ulrich:** „Eisig leuchtet die gelbe Quitte'. Über die Natur- und Menschengedichte von Ludwig Greve“. In: **Sirene**. 1989. H.3. S.53–57.
- Schirnding, Albert von:** „Von Lucca nach Marbach. Gesammelte Gedichte von Ludwig Greve“. In: **Süddeutsche Zeitung**, 16.5.1991. (Zu: „Sie lacht“).
- Serke, Jürgen:** „Sinn in der Leuchtkraft des göttlichen Wortes“. In: **Die Welt**, 12.6.1991. (Zu: „Sie lacht“).
- Hartung, Harald:** „Meer, beruhige“. In: **Frankfurter Allgemeine Zeitung**, 15.7.1991. (Nachruf).
- Ott, Ulrich:** „Die Sprache der Sterblichkeit“. In: **Stuttgarter Zeitung**, 16.7.1991. (Nachruf).

- Drews, Jörg:** „Schwermut und ein Unterton von Glück“. In: **Süddeutsche Zeitung**, 18.7.1991. (Nachruf).
- Heißenbüttel, Helmut:** Nachruf. In: **Süddeutsche Zeitung**, 18.7.1991.
- Hamm, Peter:** „Singen mit geschlossenem Munde. Abschied von Ludwig Greve, dem unbekanntem Lyriker“. In: **Die Zeit**, 19.7.1991. (Zu: „Sie lacht“).
- Hessing, Jakob:** „Vergessenes Maß, vergessene Leiden“. In: **Allgemeine Jüdische Wochenzeitung**, 8.8.1991. (Nachruf).
- Wittstock, Uwe:** „Dichter der Stiefmuttersprache. Gedenkblatt für Ludwig Greve“. In: **Neue Rundschau**. 1991. H.3. S.174–175.
- Roeder, Gustav:** „Auch Kain ist schön“. In: **Nürnberger Zeitung**, 23.11.1991. (Zu: „Sie lacht“).
- Hessing, Jakob:** „Deutsch, die Stiefmuttersprache“. In: **Jüdische Rundschau**. 1991. H.32. S.7.
- Ockenden, Ray:** „Ludwig Greve. (23.9. 1924–12.7.1991)“. In: **Oxford Magazine**. 1991. H.76. S.7–8. (Nachruf).
- Ott, Ulrich:** „Liebe Trauergäste ...“. In: Abschied von Ludwig Greve. Mit einer Beilage von Josua Reichert. Marbach a.N. 1991. S.11–14.
- Pörksen, Uwe:** „Nachruf auf Ludwig Greve“. In: Jahrbuch Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz. Stuttgart (Steiner) 1991. S.115–117.
- Tgahrt, Reinhard:** „Liebe Frau Greve, liebe Cornelia selbdrift, liebe Julia und liebe Freunde von Ludwig Greve ...“. In: Abschied von Ludwig Greve. Mit einer Beilage von Josua Reichert. Marbach a.N. 1991. S.15–23.
- Weber, Werner:** „Alle Ängstlichkeit kommt vom Teufel ...“. Gedenkblatt für Ludwig Greve“. In: Abschied von Ludwig Greve. Mit einer Beilage von Josua Reichert. Marbach a.N. 1991. S.15–23.
- Zeller, Bernhard:** „Ludwig Greve zum Gedächtnis“. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 35. Stuttgart (Kröner) 1991. S.474–477.
- Hamm, Peter:** „Ludwig Greve“. In: **Pan. Zeitschrift für Kunst und Kultur**. 1992. H.2. S.79. (Zu dem Text: „Lucca, Giardino Botanico“).
- Scrase, David:** „[Rezension]“. In: **World Literature Today**. 1992. H.2. S.336. (Zu: „Sie lacht“).
- Kirsten, Wulf:** „Laudatio auf Ludwig Greve bei der Verleihung des Peter-Huchel-Preises 1992 in Staufen“. In: **Allmende**. 1992. H.34. S.232–241. Auch in: Ludwig Greve. Texte. Dokumente. Materialien. Peter-Huchel-Preis 1992. Ein Jahrbuch.
- Pörksen, Uwe:** „Eine Sprache der Sterblichkeit“. In: **Badische Zeitung**, 3.4.1992. (Zum Huchel-Preis).
- Winterling, Peter:** „Zu späte Ehrung. Huchel-Preis-Verleihung: Die Feierstunde in Staufen“. In: **Badische Zeitung**, 4.4.1992.
- Braun, Michael:** „Die Sprache der Sterblichkeit“. In: **Basler Zeitung**, 6.4.1992. (Zum Huchel-Preis und zu: „Sie lacht“).
- Braun, Michael:** „Nachgetragene Liebe“. In: **Freitag**, 10.4.1992. (Zu dem Gedicht: „Mein Vater“).

- Poiss, Thomas:** „So ein Unterton von Glück‘. Zur antiken Form im Werk Ludwig Greves“. In: **Wiener Humanistische Blätter** 35.1993.S. 103–114.
- Weber, Werner:** „Gründliches Verstehen“. In: H.F. Geißer / H.J. Luibl / W. Mostert / H.Weder (Hg.): *Wahrheit der Schrift – Wahrheit der Auslegung. Eine Zürcher Vorlesungsreihe zu Gerhard Ebelings 80. Geburtstag am 6. Juli 1992.* Zürich 1993. S.309–325. (U.a. zu dem Gedicht: „Mein Vater“).
- Pörksen, Uwe:** „Mich von neuem zu erfinden, mit Haut und Haar“. In: **Frankfurter Allgemeine Zeitung**, 15.3. 1994. (Zu: „Wo gehörte ich hin?“).
- Rühle, Günther:** „Erinnerung“. In: **Der Tagesspiegel, Berlin**, 17.3.1994. (Zu: „Wo gehörte ich hin?“).
- Drews, Jörg:** „Keine Versöhnung, aber auch keine Erpressung“. In: **Süddeutsche Zeitung**, 2./3./4.4.1994. (Zu: „Wo gehörte ich hin?“).
- Conrady, Karl Otto:** „Zum Abschied verdammt“. In: **Frankfurter Rundschau**, 4.6.1994. (Zu: „Wo gehörte ich hin?“).
- Weber, Werner:** „... fertig ist die Laube ...“. In: **Neue Zürcher Zeitung**, 8.7.1994. (Zu: „Wo gehörte ich hin?“).
- Igneé, Wolfgang:** „Etwas stimmte nicht“. In: **Stuttgarter Zeitung**, 23.9. 1994. (Zu: „Wo gehörte ich hin?“).
- Battafarano, Italo Michele:** „Auschwitz zu Lucca. Ludwig Greves Gedicht ‚Lucca, Giardino Botanico‘ in Erinnerung an die Deportation der 15jährigen Schwester im Frühling 1944“. In: **Morgen-Glantz**. 1994. H.4. S.191–210.
- Braun, Michael:** „Berliner Golem“. In: **Die Zeit**, 10.3.1995. (Zu: „Wo gehörte ich hin?“).
- Heidenreich, Wolfgang** (Hg.): „Ludwig Greve. Texte. Dokumente. Materialien. Peter-Huchel-Preis 1992. Ein Jahrbuch“. Baden-Baden, Zürich (Elster) 1995.
- Oesterle, Kurt:** „Ein Unterton von Glück“. In: Marcel Reich-Ranicki (Hg.): *Frankfurter Anthologie.* Frankfurt/M. (Insel) 1997. S.179–183.
- Scrase, David:** „Wo gehörten Sie hin?‘ The Berlin Autobiographies of Stephan Hermlin and Ludwig Greve“. In: Beth Bjorklund / Mark E. Cory (Hg.): *Politics in German Literature.* New York (Boydell and Brewer) 1998. S.153–165.
- Hinck, Walter:** „Über autobiographisches Schreiben in der Gegenwart. Greve, Klüger, de Bruyn, Harig, Walser“. In: Waltraud Maierhofer / Sabine Doering / Peter Philip Riedl (Hg.): *Resonanzen.* Würzburg (Könighausen & Neumann) 2000. S.457–468.
- Schirnding, Albert von:** „Die wiedergefundene Villa“. In: **Süddeutsche Zeitung**, 12./13.1.2001. (Zu: „Besuch in der Villa Sardi“).
- Ferchl, Irene:** „Adieu, lieber Freund“. In: **Stuttgarter Zeitung**, 14.11.2001. (Zu: „Besuch in der Villa Sardi“).
- Drews, Jörg:** „Achtsames Deutsch“. In: **Badische Zeitung**, 23.11.2001. (Zu: „Besuch in der Villa Sardi“).
- Scrase, David:** „Stephan Hermlin und Ludwig Greve. Zwei jüdische Schriftsteller im Exil – oder in der inneren Emigration?“. In: Helmut Koopmann / Klaus-Dieter Post (Hg.): *Exil.* Paderborn (Mentis) 2001. S.203–213.

**Pörksen, Uwe:** „Ein Unterton von Glück“. In: **Frankfurter Allgemeine Zeitung**, 3.6.2002. (Zu: „Besuch in der Villa Sardi“).

**Tgahrt, Reinhard:** „Ludwig Greve“. In: Deutsche Biographische Enzyklopädie. Hg. von Rudolf Vierhaus. Band 13. Supplement. München (Saur) 2003. S.139.

**Hartung, Harald:** „Ein Unterton von Glück. Einladung, die Gedichte Ludwig Greves zu lesen“. In: Ludwig Greve: Die Gedichte. Hg. von Reinhard Tgahrt in Zusammenarbeit mit Waltraud Pfäfflin. Göttingen (Wallstein) 2006. S.253–262.

**Tgahrt, Reinhard / Pfäfflin, Waltraud:** „Zur Arbeitsweise von Ludwig Greve und zur Überlieferung seiner Gedichte“, „Öffentlichkeit und Veröffentlichungen“. In: Die Gedichte. Hg. von Reinhard Tgahrt in Zusammenarbeit mit Waltraud Pfäfflin. Göttingen (Wallstein) 2006. S.113–126.

**Pörksen, Uwe:** „Ein Januartag im Gebirge. Ludwig Greve antwortet Paul Celan“. Stuttgart (Steiner) 2006.

**Poiss, Thomas:** „Das Leichte hält sich besser, um das Schwerste zu sagen“. In: **Frankfurter Allgemeine Zeitung**, 6.4.2006. (Zu: „Die Gedichte“).

**Kleißmann, Eckart:** „Das späte Licht“. In: **Frankfurter Allgemeine Zeitung**, 6.5.2006. (Zu dem Gedicht „Nach dem Regen“).

**Bleutge, Nico:** „Schritte von Unsichtbaren teilen das hohe Korn in Wellen“. In: **Stuttgarter Zeitung**, 28.6.2006. (Zu: „Die Gedichte“).

**Schlaffer, Hannelore:** „Da färbt ein Sonnenbiss mit Blut Havanna“. In: **Süddeutsche Zeitung**, 3.7.2006. (Zu: „Die Gedichte“).

---

Alle Rechte vorbehalten. © edition text + kritik im Richard Boorberg Verlag GmbH & Co KG und Munzinger-Archiv GmbH, Ravensburg

Originalquelle: Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, Stand: 01.06.2008

Quellenangabe: Eintrag "Ludwig Greve" aus Munzinger Online/KLG – Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur  
URL: <https://online.munzinger.de/document/16000000714>  
(abgerufen von Verbund der Öffentlichen Bibliotheken Berlins am 10.10.2024)